

Berlin bedeutet eine Stählung des Abwehrwillens für die Menschen aus dem Westen. Der Osten leidet und besteht seine Prüfung. Er weiß, was er an dem Tag zu tun hätte, an dem er etwas tun könnte. Der Westen dagegen ist in Gefahr, in Trägheit und Genußsucht seine Freiheit zu verspielen. Wie hat P. Miancki gesagt:

„Selig, die noch beten wollen.

Selig, die noch ihr Gewissen fragen.

Selig, die noch kämpfen wollen.

Selig, die noch helfen wollen.“

Halten wir das Wallfahrerkreuz in Ehren! Sooft wir es anblicken, spricht es uns von dieser vierfachen Seligkeit.

* * *

Dreimal habe ich bei dieser Wallfahrt erlebt, daß es licht wurde in der Nacht: das erstemal, als sich unsere Maschine im Nachtflug der Stadt näherte und erst vereinzelte Lichter, dann ganze Perlschnüre und ein unabsehbares Lichtgefülle sichtbar wurden. Das zweitemal, als bei der Abendmesse an Mariä Himmelfahrt sich im Olympiastadion die Kerzen der Zehntausende entzündeten. Und schließlich im gleichen weiten Rund, als die Gläubigen bei der Rühmung des Kreuzes am Ende des Kreuzweges ihre Kerzen entzündeten durften und über dem weiten Stadion festlicher Glanz lag; der Glanz, den manche Pilger vom nächtlichen Lourdes und vom nächtlichen Rom her kennen werden. Und während die Hunderttausend sich anschickten, das Stadion zu verlassen, blieb auf einer leeren Zuschauerbank ein junger Mann knien. Er achtete nicht auf die sich entfernenden Menschen. Er betete für sich weiter, den Rosenkranz zwischen den Händen. Er war wie ein Bild der Verheißung, daß auch aus dem Kreuzweg unseres Volkes einmal ein Licht der Erlösung erstehen werde.

Neue Formen auf dem Katholikentag

MAX RÖSSLER

Das Thema

An den Themen der Katholikentage nach der Zäsur durch den Krieg läßt sich eine gewisse Entwicklung erkennen. „Nicht klagen, handeln!“, so rief der Mainzer Katholikentag einem Katholizismus zu, der sich betäubt und verwundet zwischen den damaligen Trümmern nur mühsam aufrichten konnte. Einen Damm zu setzen der vordergründigen Interessen zugewandten Aufbauarbeit, mahnte der Passauer Katholikentag: „Zuerst das Reich Gottes!“ Fulda wies auf die Apostolatsverpflichtung hin: „Ihr sollt mir Zeugen sein.“

Und Köln feierte die Kirche als „das Zeichen Gottes unter den Völkern“. Nachdem 1952 der Berliner Katholikentag dem anbrandenden Atheismus die Wirklichkeit „Gott lebt“ entgegengestemmt hatte, stellte nunmehr der Berliner Katholikentag alles auf die entscheidende Polarität ab: Mensch und Gott — „Unsere Sorge der Mensch, unser Heil der Herr.“

Man hat da und dort im Thema und besonders in der Art, wie es entfaltet wurde, eine Scheu vor den tagespolitischen „heißen Eisen“ erkennen wollen. Natürlich legte die Rücksicht auf die Teilnehmer aus Mitteldeutschland eine gewisse Zurückhaltung auf; denn was Rednern aus dem Westen sehr billig gekommen wäre, hätten Hörer aus dem Osten um so teurer bezahlen müssen. Aber es ist nicht Aufgabe eines Katholikentages, dort politische Lösungen vorzuschlagen, wo die Politiker selbst über Fragen und Klagen nicht hinauskommen. Nein, der Katholikentag wollte seinen Teilnehmern, wie der Bischof von Berlin formulierte, „eine Lebenshilfe“ bieten.

Der Christ setzt den Menschen voraus. Und dieser Mensch ist gefährdet, sowohl im Osten wie im Westen. Droht die den Menschen gefährdende Macht im Osten vor allem von den politischen, so im Westen vor allem von den wirtschaftlichen Interessengruppen. Es wäre freilich ungerecht und irreführend, hier Ost und West einfach gleichzusetzen; denn der Osten bedroht sowohl die äußere Freiheit (die Entscheidungsfähigkeit über Tun und Unterlassen) als auch die innere Freiheit (die Entscheidungsfähigkeit im Denken und Wollen), während im Westen die äußere Freiheit unangefochten ist und nur die innere bedrängt wird (man denke etwa an die Beschlagnahme des inneren Menschen durch Sensationspresse, Film und Fernsehen). Mit seiner Entscheidungsfreiheit aber wird der Mensch selber in Frage gestellt.

Das Forumgespräch

Die Erfahrung, die man auf evangelischen Kirchentagen mit öffentlichen Diskussionen gemacht hat, war nicht ermutigend. Ließ man dort nämlich wirklich die „kleinen Leute“ zu Wort kommen, so konnte nur ein winziger Bruchteil der Fragewilligen ans Mikrophon gelangen. Dieser aber konnte auch nur einen sehr kleinen, oft recht abseitigen Beitrag erbringen, unbeholfen, wortreich und unsicher im Ton. Ansonsten drängten sich Wichtig-tuer oder Provokateure an die Rampe. Andererseits sind doch gerade die schlichten, unbekannten Leute, die eigentlich Großen eines Katholikentages. Ihnen sollte schon Gelegenheit geboten werden, Fragen, Klagen, Zweifel, Anliegen zu äußern, zumal die gebotenen Vorträge oft recht monologisch, sowohl im Inhalt wie in der Form, auszufallen pflegen.

Deshalb wurde auf dem Katholikentag in Berlin erstmals das Forumgespräch eingeführt. Nachdem am Morgen und Nachmittag je ein Referat gehalten worden war, hatten die Teilnehmer am Schluß des zweiten Vortrags die Möglichkeit, auf Zetteln ihre Meinung zu äußern. Diese Zettel wurden in der darauffolgenden Nacht von „Anwälten des Volkes“ (Geistliche und Laien)

gesichtet und bearbeitet. Am anderen Morgen wurden die darin niedergelegten Äußerungen nach Sachgruppen geordnet den Referenten in einem Forumgespräch vorgelegt. Dadurch gewann die Auseinandersetzung etwas Dialogisches. Der einfache Mann wußte seine Fragen ernst genommen, und der Referent sah sich gezwungen, manches klarer, konkreter, praktischer zu sagen.

Es zeigte sich, daß unter den vielen hundert Fragezetteln auch nicht ein einziger von Torheit oder Bosheit mißbraucht worden war. Alle bezeugten waches Interesse und ein erstaunlich hellhöriges Verständnis. Da sie sich nahezu alle auf die Grundfragen des Referates bezogen, ließen sie sich mühe-los nach gewissen Sachbereichen gliedern — wie: der Christ und das Böse, der Sinn des Leids, Möglichkeit und Unmöglichkeit der Freiheit, Ehe, Familie, Kindererziehung, Berufskonflikte. Dabei wurden aus dem jeweiligen Gebiet typische Fragen herausgegriffen und (meist wortwörtlich) vom Zettel verlesen. Die Antwort des Referenten wurde oft mit stürmischem Beifall bestätigt.

Hier ein paar typische Fragen: Warum hat Gott dem Menschen die Freiheit auch dort gegeben, wo er voraussah, daß sie mißbraucht werden würde? Wie weit muß der Christ der öffentlichen Lüge widerstehen? Darf ein katholischer Richter an einem Scheidungsprozeß mitwirken? Wenn ich der Jugendweihe nicht zustimme, läßt sich mein Mann von mir scheiden und bekommt vom Staat die Kinder zugesprochen; darf ich die Kinder seinem Einfluß überlassen? Verlangt unsere technisierte Lebensform nicht moderne Formen des Gebetes? Werden alleinstehende berufstätige Frauen von der Kirche nicht zu wenig berücksichtigt? Ist die Predigt nicht oft wirklichkeitsfremd? Warum wendet sich die Kirche nicht ernsthafter gegen Sensations-mache in Presse, Film und Rundfunk?

Die Forumgespräche waren durchwegs gut besucht und entwickelten sich vor einer gespannt lauschenden Zuhörerschaft. Die Antworten wurden nicht nur begeistert beklatscht, sondern oft auch sofort notiert. Auf diese Weise wurde sowohl dem Fragebedürfnis ein Ventil geöffnet, als auch ein Beispiel für Diskussionen gegeben. Für viele der Teilnehmer ist das ja die tägliche Situation, daß sie Rede und Antwort stehen müssen. So wurde denn auch mit lebhafter Zustimmung die Frage aufgeworfen: Wäre es nicht gut, dem Kirchenvolk auch sonst Gelegenheit zu geben, auf solche Weise seine Meinung zu äußern, etwa durch Fragekästen nach Predigt und Vortrag? Tatsächlich, die Redner auf Kanzeln und an Vortragspulten sollten sich diese Möglichkeit, mit den Zuhörern in ein Gespräch der Partnerschaft zu kommen, nicht entgehen lassen.

Christusstunden

Ein Experiment waren ferner die Christusstunden. Mehr und mehr gewinnen unsere Katholikentage an Frömmigkeit. Ursprünglich mehr demonstrativen Charakters (wir Katholiken sind auch da!), reiften sie allmählich

zu einer Selbstdarstellung der Kirche, und dabei mehrten sich die Elemente der Frömmigkeit, besonders dank der Teilnehmer aus dem Osten. In aller Trübsal, Angst und Not sich rasch als Brüder und Schwestern erkennend, vereinten sich die Gläubigen immer inständiger zu Gebet und Andacht. Diesmal war es von vornherein so drängend spürbar, daß man von Anfang an von einer „Wallfahrt nach Berlin“ sprach. Deshalb war es naheliegend, neben den Gottesdiensten im Großformat des Stadions auch dezentralisiert in den Berliner Kirchen zu Gebetsstunden einzuladen. Gemäß dem Thema „Unser Heil der Herr“, sollte es in der neuen Form von Christusstunden geschehen.

Die Stunden waren jeweils unter ein bestimmtes Schriftwort gestellt (etwa: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“). Nicht eine Predigt wurde gehalten, sondern Betrachtungspunkte wurden vorgelegt; dann herrschte das Schweigen der Meditation. Schließlich wurde in gemeinsamen Bitten die Sorge um den heutigen Menschen zusammengefaßt. Dabei zeigte sich, daß solche stillen Stunden einem Bedürfnis entsprechen, zumal an Tagen, wo sich Veranstaltungen und Menschenmassen derart zusammenballen. Trotz der Plötzenseekundgebung und der Jugendstunde in der Waldbühne waren die 21 Kirchen überfüllt. Der Sinn der Stunden wurde allerorts sofort verstanden. Das Schweigen zwischen Abend und Nacht war von wahrnehmbarer Ergriffenheit und Frömmigkeit erfüllt. Besonders scheinen die Stunden dort gelungen zu sein, wo der Betrachtungsstoff in kleine Abschnitte geteilt worden war und jeweils gleich nach dem einzelnen Abschnitt konkrete Betrachtungshinweise zur Stille überleiteten.

Auch hier ward auf eine vorbildliche Weise geleistet, was in unseren Pfarrgemeinden Schule machen sollte; denn eine Erneuerung unserer Andachten, vor allem eine Vertiefung, ist kaum denkbar ohne den Versuch, solche meditative Stille einzuführen. „Was den Zeiten not tut, ist das Unzeitgemäße“ (Joseph Bernhart). Nun, nichts ist unzeitgemäßer und darum notwendiger als dieses: daß Menschen „in seinem Namen“ beisammen sind und ihn nicht nur mit ihren Bitten bestürmen, sondern in Sammlung und Schweigen auf seine so leise Stimme hören. (Allerdings wird es zweckmäßig sein, sich dazu jeweils bibel- und zeitkundige Priester von auswärts zu holen.)

Zu viel? Zu lang? Zu hoch?

Der Sinn dieses Katholikentages macht es einsichtig, daß er vier Tage in Anspruch nahm. Die Teilnehmer aus dem Osten waren für jede Stunde herzlich dankbar — wie sie ja überhaupt die Westdeutschen beschämt haben. Zwar nicht jene, die gekommen waren (besonders die Jugend war in überraschend großer Zahl erschienen). Aber hätten nicht noch mehr Erwachsene aus dem Westen kommen können, kommen müssen? Ach, die Schuld der Gleichgültigen! Die Trägheit der Satten! — Doch wird man für andere Katholikentage erwägen müssen, ob man die Veranstaltungen nicht auf zwei Tage konzentrieren sollte.

Daß diesmal die Arbeitstagung vom Katholikentag räumlich und zeitlich getrennt war, war hinsichtlich der Arbeitstagung ein Vorzug; denn so konnte sich jene in Saarbrücken ruhig auf ihre Sachgebiete konzentrieren und war nicht schon überspült von der Nervosität eines beginnenden Katholikentages. Doch auch für Berlin war die Trennung kein Nachteil. Es war durchaus genügend Prominenz anwesend. Vor allem die vielen Bischöfe wurden vom Volk mit überströmender Begeisterung begrüßt und umdrängt als die Väter der Kirche.

Aber die Reden! Hat es sich noch immer nicht genug herumgesprochen: was nach 60 Minuten Redezeit gesagt wird, ist nicht nur vergeblich, sondern schädlich, besonders wenn eine drückend schwüle Atmosphäre den Raum erfüllt und kurze, unbequeme Nächte, anstrengende Gottesdienste, lange Anmarschwege oder Fahrten in überfüllten Verkehrsmitteln vorausgegangen sind. Und erst gar, wenn die Rede ein fremdwörterreiches, akademisches Niveau pflegt! Das Volk läßt so etwas über sich ergehen. Aber, bei allem guten Willen: es schaltet ab. Und darin hat es ja Übung. Schade! Schade!

Was von Katholikentag zu Katholikentag mit steigender Energie verlangt wurde, muß auch diesmal mit Nachdruck gesagt werden: Wir brauchen Reden, nicht Vorlesungen! Wir brauchen Redner, die das Volk verstehen und die das Volk versteht, nicht klingende Titel, nicht prunkende Würden! Es sei nicht verkannt, daß es da und dort gelungen war, packende, volksnahe, zeitverbundene Redner zu finden, die wirklich Lebenshilfe boten. Aber in Veranstaltungen, wo Zehntausende lauschen, dürften eben *nur* solche ans Mikrophon treten, und selbst diese sollten sich kurz fassen.

Staat und Kirche in den USA

ROBERT DRINAN SJ

In ihrer Jahresbotschaft vom November 1948 nahmen die Bischöfe der USA gegen die Entscheidung des Obersten Gerichtshofes vom März des gleichen Jahres Stellung, wonach der außerplanmäßige Religionsunterricht in den staatlichen Schulgebäuden verboten ist. Die zehnte Wiederkehr des außergewöhnlichen Schrittes der amerikanischen Bischöfe gegen eine bis dahin ebenso außergewöhnliche Entscheidung des höchsten Gerichtshofes der USA bietet eine willkommene Gelegenheit zu einem Überblick über das Verhältnis von Staat und Kirche, wie es sich nach dem Gesetz und in der öffentlichen Meinung darstellt. Man versteht das Problem, das in Amerika mehr und mehr diskutiert wird, nur auf dem Hintergrund der traditionellen freundschaftlichen und harmonischen Beziehung zwischen Staat und Kirche.